

„Kann man nicht einfach nur leben?“

|| Romane, Erzählungen, Aufzeichnungen der literarischen Saison 2003

Was kann, was will Literatur? Ein Stück Welt erkunden, Zeit erinnern, Konflikte aufdecken, den Lebensgeschichten auf die Spur kommen, Träume zulassen. Die Literatur findet und erfindet Gestalten, die wir ansehen können. Ein kritischer und ein sehnächtiger (utopischer) Impuls treibt sie an, das Verlangen nach Sprache, die nicht schon auf Nützlichkeit reduziert, informatorisch nivelliert, verbraucht ist.

I. Zeitgeschichte

Was in der Antike die Vergegenwärtigung der Mythen war, ist in der modernen Literatur die Erinnerung der Zeitgeschichte. Die erklärte Absicht der deutschen Nachkriegsliteratur hieß „Bewältigung der Vergangenheit“, Bewußtmachung der Nazizeit, des Mitmachens, Schweigens, der offenen und verdeckten Schuld. Ausgeklammert wurden dabei die Leiden der Frauen und Kinder, der Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung, die Vertreibung von mehr als zehn Millionen Menschen aus ihrer Heimat. Die ausgebliebene Darstellung der Bombardierung der Städte hat Winfried G. Sebald in seinem Essay „Luftkrieg und Literatur“ (1999) angemahnt. 2002 hat Günter Grass „in memoriam“ der Torpedierung des Flüchtlingsschiffs Wilhelm Gustloff in der Nacht des 30. Januar 1945 in der Novelle „Im Krebsgang“ erzählt. 8000 Frauen und Kinder sind bei dieser größten Schiffskatastrophe des Zweiten Weltkriegs ertrunken.

Reinhard Jirgl: Vertrieben, gebrochen, nicht geheilt

Eine Geschichte der literarisch tabuisierten Vertreibung hat nunmehr der in Ostberlin und der Altmark aufgewachsene Reinhard Jirgl (geb. 1953) dargestellt. Aus familiären Gedächtnisprotokollen, Briefen, Dokumenten und Gesprächen schildert Reinhard Jirgl in seinem Roman „Die Unvollendeten“ die Lebensgeschichte von vier Frauen aus Komotau. Die „Wilde Vertreibung“ im Sommer 1945 verjagte die 70jährige Johanna mit ihren Töchtern Hanna und Maria. Anna, die 18jährige Tochter Hannas, wurde nach dem Umsturz der Schule verwiesen und zur Zwangsarbeit

in der Landwirtschaft verpflichtet. Lautsprecherwagen beschallten die Straßen und Gassen Komotaus in tschechischer Sprache:

„30 MINUTEN ZEIT – MIT HÖCHSTENS 8 KILO GEPÄCK PRO PERSON – AM BAHNHOF SICH EINZUFINDEN – DIEJENIGEN, DIE GEGEN DIESEN BEFEHL VERSTOSSEN, WERDEN NACH KRIEGSRECHT BESTRAFT.“

Da die Schwestern Hanna und Maria mit ihrer alten Mutter in Bayern kein Unterkommen finden, geraten sie auf dem weiteren Treck über Magdeburg in die Altmark, nahe der westlichen Zonengrenze. In der Dachkammer eines alten Gutshofs gewährt man ihnen Unterkunft. Mit „Grüßgott“ und „Vergeltsgott“ verraten sie sich als Flüchtlinge, dazu noch katholisch. In die fremden gesellschaftlichen Verhältnisse können sie sich nicht eingliedern. Sie hoffen auf baldige Rückkehr in die Heimat. Ende 1945 veranstalten haßerfüllte Tschechen in Komotan mit Anna ein Spießrutenlaufen. Jirgl beschreibt dies in eigenwilliger Orthographie:

„Jedes Mal, sobald 1-im Zug auf der Straße stolperte, hinschlug, nicht rasch genug wieder aufstand, war ein Posten bei ihm, trat & schlug fluchend auf ihn ein; die Menge am Straßenrand lachte dazu, schrie wie zur Kirmes & applaudierte – Wogen aus Geschrei voller Wut Spott Hohn schwappten wie Jauche von Straßenrändern über die Vorbeigetriebenen ... Bald schon ließ Man es nicht bei Geschrei & Applaus für ausgeteilte Schläge.“

Auf schwierigen Fluchtwegen findet Anna zu ihrer Familie. Im sächsischen Grenzzort Reitzenstein hat sie sich einem Jungen mit Oberarmtätowierung angeschlossen. Der SS-Mann war Bewacher gewesen. In den folgenden Jahren hat er sich als Schwarzhändler durchgeschlagen. Im dritten Romanteil liegt der Sohn der beiden, inzwischen fast 50 Jahre alt, unheilbar krank in der Berliner Charité.

Der erste Romanteil „Von Hunden & Menschen“ könnte auch „Die Flüchtlinge“ überschrieben sein. Der zweite Teil schildert den Kampf ums Überleben in der sowjetischen Besatzungszone, die zur Deutschen Demokratischen Republik wurde. Enkelin Anna besucht nach dem Abitur die Dolmetscherschule in Leipzig. Sie gelangt beruflich ins Außenministerium nach Berlin. Im dritten Teil berichtet K., der Sohn Annas und des ehemaligen SS-Manns, seine Lebensgeschichte. Mit elf Jahren kam er aus der Altmark zu seiner Mutter nach Berlin. Die wollte eine richtige Familie, was ihr aber mißlang. Jetzt liegt K. unheilbar krebskrank in der Klinik. Er war Zahnarzt gewesen, haßte die DDR und die BRD. Mit Hilfe seiner Frau, einer ehemaligen Kunststudentin, deren Mann in den Westen geflohen war, wurde er Buchhändler für nicht marktkonforme Bücher. K. spricht als Projektionsgestalt des Autors. Er fühlte sich als Kind abgestoßen von Urgroßmutterns bigottem Glauben und dem katechetisch eingebleuten Gott, abgestoßen auch von den „zehn Geboten der Sozialistischen Moral“. Er hat sich ausgegliedert aus den angebotenen Parolen und Sprüchen. Angeregt von Max Frischs Roman „Homo Faber“ läßt Jirgl den totkranken K. sein widerständiges Leben erzählen. Aber anders als Frischs Ingenieur Faber, der ins Licht will, kann K. kein Licht erkennen, kein diesseitiges, kein jenseitiges:

Das 20. Jahrhundert ist ihm „das Jahrhundert der Lager & Vertreibungen. Nach soviel Freigelassenheit zur Idiotie & Grauen, vom Blut aus zerrissenen Lungen durchtränkter nächtiger Zeit, darin auch TECHNIK durch Freiheit zu Sklaverei sich steigern konnte; das Neue ist neue Idiotie & neues Grauen mit alter Blindheit Angst & Hoffnung, daraus die Schuld hinaus bis in den Kosmos & hinein bis in die Gene treibt.? Nach wieviel Jahrhunderten wird das 20. Jahrhundert endlich zu-Ende sein, und? Was kommt? Wann Danach.“

Nach den realistischen Schilderungen ist das ein sehr pathetisches Urteil. Pathetisch, dem Wortschatz der deutschen Klassik entnommen, ist auch der Titel „Die Unvollendeten“. Eine bauende, integrierende, idealistische Sicht ihres Lebens bleibt den Flüchtlingen verschlossen. Wenn der Erzähler Annas Gedanken „zerrissen“ nennt und hinzufügt, „sie wußte sich selbst unvollendet“, erscheint die Reflexion aufgestülpt. Aber offenbar will der Erzähler sagen: Vertrieben, das ist beschädigt auf Lebenszeit. Eben das zeigt der Roman. Er erreichte binnen fünf Monaten die vierte Auflage. Offenbar erkennen viele Leser sich und ihre Angehörigen darin.

Die schmerzliche „Bewältigung der Vergangenheit“ ist literarisch noch immer nicht abgeschlossen. Der biographischen Geschichte seines SS-Bruders ging Uwe Timm in der Erzählung „Am Beispiel meines Bruders“ nach. Der hat sich 18jährig zur SS-Totenkopfddivision gemeldet. Schon im folgenden Jahr, 1943, starb er schwer verwundet in der Ukraine. Ein abgebrochenes Leben aus der Masse der deutschen Tragödie. In der Brudergeschichte steckt eine deutsch-nationale Vatergeschichte. Eindringlich, doch nicht so hautnah läßt Ulla Hahn im Roman „Unscharfe Bilder“ die Studienrätin Dr. Katja Wild nach ihrem Vater fragen. In der Hamburger Wehrmachtausstellung „Verbrechen im Osten“ hat sie auf einer undeutlichen Photographie ihren Vater, den emeritierten Oberstudienrat Dr. Hans Musbach erkannt. „Ich war dagegen, aber auch dabei“, bekennt der Befragte unter Tränen seiner Tochter. Eine Formel, deren Widerspruch für viele galt.

II. Berlin, Berlin

Die unruhigste, unhomogenste, interessanteste deutsche Stadt ist Berlin: altsozialistisch und westlich kapitalistisch, bürgerlich und proletarisch, Spree-deutsch und Kreuzberg-türkisch, bau-spekulativ und unternehmerisch schwach. Einheimische, Zugezogene, Ausländer teilen sich die Straßen, ein gärender Grund für Romane und Erzählungen.

Ralf Rothmann: Einfach nur leben?

Der in Berlin lebende Ralf Rothmann (geb. 1953) hat sich in die vordere Reihe deutscher Erzähler geschrieben. Nach dem Triptychon über das proletarische Klein-

bürgertum im Ruhrpott publiziert er den Berlin-Roman „Hitze“. Simon DeLoo, ein Mann um die 40, hat seine Frau verloren, mit ihr auch das Interesse an seiner Arbeit als Kameramann. Er übernimmt eine Stelle als Ausfahrer in einer Kreuzberger Großküche. Auf seinen Fahrten kommt DeLoo in Betriebe, Läden, Obdachlosenheimе, Bordelle, zu Alleinstehenden. Er nimmt an Kneipenabenden der Kumpels teil, fährt Tablettis zur Luxusparty. Im Schlachthof registriert er die Todesangst der Tiere. Detailgenau beschreibt Rothmann Orte, die in der Tagesschau nicht vorkommen, das Kleine-Leute-Milieu, den Jargon, Kraftsprüche, Anstrengungen des Überlebens. Die Lebenssuche des 40jährigen DeLoo, der kaum spricht, bleibt im Schatten, bis er der jungen Polin Lucilla begegnet. Die Arbeitsuchende hält sich ohne festen Wohnsitz in Berlin auf. DeLoo sieht bei ihr Ähnlichkeit zu seiner verstorbenen Frau.

Nachdem die Streunerin eines Nachts geschlagen wurde, will sie zurück nach Pommern. DeLoo folgt ihr. Hinter Stettin lernt er eine fast bukolische Landschaft kennen. Weitab ist die Nachrichtenwelt in verfallenen Dörfern zwischen Feldern, Bäumen und Seen. In Lucillas Gegenwart erwacht in DeLoo Liebe, friedliches Empfinden. „Warum muß man ständig etwas tun und erreichen wollen?“, fragt er. „Kann man nicht einfach nur leben?“ – Man kann es, aber nur auf Zeit. Dann holen ihn wieder die Bedingungen von Arbeit und Wohnen ein. DeLoo liebt Lucilla einen heißen Sommer lang, dann verschwindet sie ohne Erklärung. Zurück in Berlin hilft der Mann einer greisen Malerin bei ihrer Ausstellung. Auch ihr ging es um „das ganze Leben“. Ihre letzten Gemälde erscheinen dem Betrachter wie „Fenster, durch die wir endlich jenes ganz und gar immaterielle Licht sehen können, von dem uns die alten Mystiker erzählen“. DeLoo kann den neuen Besitzern die Miete nicht zahlen. Er fristet sein Leben als Penner. Zu Beginn des Romans fährt ein Krankenwagen durchs Bild. Am Schluß wird nach einem Krankenwagen für DeLoo gerufen. Die Gestalt des suchenden Schweigers bleibt offen. Die Menschen vertrauten ihm. Dem Roman ist ein Motto aus dem Buch Salomo aus dem Alten Testament vorangestellt: „Kann auch jemand ein Feuer unter dem Gewand tragen, ohne daß seine Kleider brennen?“ Die religiösen Einsprengsel im Roman fallen auf. Lucilla blättert in DeLoos Bibel. „Betest du denn?“, fragt sie. Sie bekennt: „Ich habe aufgehört zu beten. Ich meine, mit Worten. Ich bitte um nichts mehr. Gott weiß sowieso, was ich möchte.“ Über den realistischen Szenen liegt etwas Schwebendes, auf dem Ganzen transzendierender Schein.

Yadé Kara: Türkisches Leben

Berlin war einmal stark jüdisch. Seit den 60er Jahren wurde die Stadt immer türkischer. Vom türkischen Leben vor und hinter der Kreuzberger Mauer erzählt Yadé Karas Roman „Selam Berlin“. Die Autorin, die 1965 in der Türkei geboren ist, hat

Germanistik studiert und lebt in Berlin. Ihre Kenntnis des Berliner Slangs, der Kneipenszenerie bis hinein ins städtische Nachtleben beeindruckt. In Episoden und Dialogen inszeniert Kara das Lebensgefühl junger Menschen türkischer Abkunft, die aus ihren Familien herausgelöst sind. Ihnen gilt die Glaubenstradition wenig, sie wollen leben in den Freiheiten, die ihnen die Großstadt ohne soziale Kontrolle bietet.

Eine türkische Familie kehrt nach dem Mauerfall im November 1989 vom Bosphorus nach Berlin zurück. Die Mutter unterhält ein Reisebüro in Istanbul, der Vater in Berlin. Ihr Sohn, der 19jährige Hasan Kazan, im geteilten Berlin geboren, besuchte in Istanbul die deutsche Schule. Er kommt in die vereinigte Stadt zurück, kann sich aber zu keinem Beruf entschließen. Hasan sucht ein Zuhause, einen Job, Freunde, eine Frau, aber keine muslimische. Wie türkisch, deutsch, einheimisch, fremd darf, kann er leben? Er befindet sich in einer schwierigen Selbstsuche, seine Identität ist nicht eindeutig. Filmleute entdecken den jungen Mann. Er soll mit anderen Türken eine Messerstecherei inszenieren. Sein Vater, Altmarxist der Berliner 68er Jahre, ist dem Herzen nach Kommunist, dem Verstand nach Liberaler, in der Praxis Kapitalist. Hasans Mutter wäre gern die Frau ihres Manns und Matrone der Familie. Aber ihr Mann hat seit langem ein Verhältnis mit einer Frau aus Ostberlin. Als sich herausstellt, daß er mit ihr einen fast erwachsenen Sohn hat, bricht die Familie auseinander.

Yadé Kara erzählt aus der Perspektive Hasans. Der tritt als pikaresker Held auf die Bühne, kraftvoll, ungebunden, den Frauen sympathisch. Moralische Fragen, eventuelle Schuldgefühle belasten ihn nicht. Der Leser ahnt die psychischen Konflikte des Sohns, des zwischen zwei Frauen geteilten Vaters, der verlassenen Mutter. Doch diese Innenperspektive, die erlebte Rede, innere Monologe und Reflexion verlangte, wird nicht entfaltet. Konflikte stauen sich in Depression, doch Humor überspielt sie. Selam Berlin ist fast eine Liebeserklärung an die Stadt, die Menschen unterschiedlicher Herkunft leben läßt.

Feridun Zaimoglu: Häme und Spott

Der türkisch-deutsche Autor Feridun Zaimoglu ist literarisch sehr bekannt geworden. Geboren 1964 in Anatolien, hat er in Deutschland studiert und für große Zeitungen geschrieben. In seinem 2002 erschienenen Roman „German Amok“ gießt er Häme und Spott auf eine modische Boheme-Szene in Berlin. Halbkünstler und schwachsinnige Selbstdarstellerinnen produzieren eine chaotische Performance-Kunst. Sie mischen hemmungslosen Sex, esoterischen Aberglauben und Pseudo-schwärmerei für Freiheit. Orientierungslose junge Menschen suchen ein befreites Leben ohne Bindung. Sie bleiben ihrer Triebhaftigkeit und ihrem Unvermögen ausgeliefert. Düstere Szenen ereignen sich am Kottbuser Tor und im ostdeutschen Umland. In einer ehemaligen Russenkaserne will eine Künstlergruppe den Land-

bewohnern ihr orgiastisches Ritual vorführen. Eine durchgängig obszöne Sprache und pornographisch geschilderte Szenen sollen Ausdruck des im Titel angesprochenen Amoklaufs sein. Die sprachliche Direktheit und die Denunziation der Personen erinnert an Michel Houellebecqs Roman „Elementarteilchen“ (1999). Sowohl Houellebecq wie Zaimoglu sind weder in ihrer Herkunftskultur noch in der ihres Gastlandes verwurzelt. Jegliche Sympathie für Menschen und jede Nuancierung der Personen fehlen. Die vorgeführten Männer und Frauen sind Typen, keine Individuen. Unvermittelt fällt am Ende des Romans im Namen des (muslimischen) Richter Gottes die Strafpredigt des „Gottesfreundes“ über die Verblendeten:

„Der Gott, in dessen Hand ich mich befinde, sagt euch über das Feuer, daß seine Flammen ewig züngeln und seine Scheite niemals schwelen, daß der Rauch über der Sündenverbrennungsstelle niemals wird von einer gnädigen Brise verweht werden, daß Gott, der Herr, alle Kräfte davon abhält, dies hungrige Feuer zu löschen.“

Die Lust an der Darstellung des Derben, Obszönen und die Rachelust der Gerichtsrede beeinträchtigen die Lektüre. Warum diese Berlinszenen marktschreierisch German Amok heißen müssen, ist nicht einsichtig.

Wie schreibt ein deutscher Autor über die Stadt, wenn er sie genüßlich denunzieren will? Lukas Hammerstein hat das in seinem Roman „Die 120 Tage von Berlin“ versucht. Die Rezession hat den Berliner Immobilienboom erreicht. Die Glaspaläste am Potsdamer Platz stehen leer. Ein paar raffinierte Szeneleute schlagen den Immobilienmanagern vor, in ein leeres Hochhaus zu ziehen. Mit simulierter Geschäftigkeit sollen sie Mieter für die tote Immobilie interessieren. Das Hochhaus heißt Placebis. Die Debis-Zentrale steht im Hintergrund. Der Name verrät das Scheinunternehmen. Aber bald verwandelt sich die noble Adresse in eine verrückte Performancestätte. Skater, Hacker, wilde Paare besetzen das Haus. Der Erzähler läßt chaotisch dionysische Lifestyle-Feste feiern: Abenteuer nicht auf einer griechischen Insel, sondern im unkonventionell besetzten Hochhaus. Der Clou der Geschichte: Durch die schicken Nischenrebelln können die Investoren ihre Büros an den Mann bringen. Der epische Einfall stilisiert eine modische Dauerparty zum Roman, ironisch, satirisch, genüßlich. Die Personen könnten aus Trendbüros und Designer-Magazinen stammen. Hammerstein hat sich und den Lesern einen Jux gemacht.

III. Beziehungen – Paare

Judith Hermann: Bonjour tristesse – Eine neue Privatheit

Judith Hermann (geb. 1970) gilt als großes Erzähl-talent unter den jungen Autoren. Der neue Erzählband „Nichts als Gespenster“ feierte bei Lesern und Kritikern Triumphe. Drei Monate nach Erscheinen meldete der Verlag 250 000 verkaufte Exemplare und Übersetzungen in 17 Sprachen.

In den sieben Erzählungen ist jedes Mal eine Frau auf Reisen, zuerst nach Würzburg, dann nach Island, Venedig, Karlsbad, Austin/Texas, Prag, Tromsø. Die Reisen gehen von Berlin aus, die Personen sind um die 30 Jahre alt. Die Frauen reisen mit einem Freund, fühlen sich ungebunden. Die Reisenden müssen nicht arbeiten, kein Geld verdienen, keine Kinder versorgen. Späte, verzögerte Jugend genießt soziale Freiheit und einen gewissen Luxus. In Austin sagt der amerikanische Gesprächspartner zu den Kinderlosen: „Wenn ihr kein Kind habt, dann wißt ihr auch nicht, wie es ist, einem Kind ein Paar kleine Turnschuhe zu kaufen.“

Eine neue Privatheit erkundet Orte, probiert Situationen. Das reisende Ich will, indem es den anderen wahrnimmt, sich selbst wahrnehmen. Vielleicht sucht es Liebe, auf eine bestimmte Zukunft ist es nicht gerichtet. Sehr gekonnt werden zwischen Schweigen und Gesten Gespräche entwickelt, die in die Gegenwart Vergangenheit einlassen. Die Grundstimmung ist melancholisch. Man könnte sie mit Blick auf Françoise Sagans berühmten Roman „Bonjour tristesse“ (1954) nennen. Sagans Roman signalisierte das unentschlossene, unorientierte Lebensgefühl der damals jungen französischen Generation während des Existentialismus. Die neuen Jugendlichen sind zehn Jahre älter, sehr bewußt, sehr anspruchsvoll, noch nicht erwachsen. Verantwortung für eine feste Bindung übernehmen sie nicht. Sie wollen zuschauen, beobachten, ihr vorbehaltliches Bewußtsein weiter differenzieren. Manchmal schimmern Glücksmomente aus der Gesprächsgegenwart. Die beziehungserfahrenen Personen warten auf etwas, das den gegenwärtigen Zustand übertrifft. Von ihrer Kindheit sagen sie nichts. Auf die Frage, warum sie so geworden sind, antworten die Erzählungen nicht. Sie verlaufen undramatisch, die Personen verhalten sich mehr passiv. Aber Minitragödien der Beziehung sind eingeschlossen. Judith Hermann breitet erzählerisch und sprachlich gekonnt die Traurigkeitsvirtuosität einer Generation aus. Nicht die Gespenster des alten texanischen Goldgräberhotels, die Beziehungsgespenster von Paaren auf Zeit wabern durch die Erzählungen. Eine ästhetisch anspruchsvolle, jugendstilhafte Melancholie feiert sich im Unentschiedenen.

Botho Strauß: Stille Reserven der Fremdheit

Ein verheirateter Mann und eine verheiratete Frau, beide sehr bewußt, nicht mehr jung, haben nicht so zusammen gefunden, daß sie zufrieden sein können. Jeder hat seine Geschichte, Erwartungen, Vorbehalte. Der Mann ist 50 Jahre alt und unterhält eine Agentur für Künstler und psychologische Schulungsprogramme. Sie, Julia, zehn Jahre jünger, lebt mit ihm in zweiter Ehe, leitet Gruppenkurse. Reales und Surreales, Wachbewußtsein und Unterbewußtsein gehen in den Erzählszenen von Botho Strauß ineinander über. Nicht nur das kontrollierte, rationale Denken und Fühlen kommen zur Sprache, sondern das tiefere Bewußtsein. Dem Mann

schwimmt die „Flußbettschöne“ in die Augen. Im Keller eines Hochhauses erblickt er die Nackte im Wasser, im Verlangen der Vorstellung. Es ist die mythische Höhle. In ihr werden die Sinne stimuliert, gereinigt und erweitert. Wie gewinnt der moderne Großstadtmensch seine Sinnlichkeit, wie seine gesuchte Ganzheit? Der unbefriedigte, begierige Mann spricht auf die sinnliche Anima-Gestalt an, die Ehefrau hat das Nachsehen. Deshalb heißt die Geschichte „Die Nacht mit Alice, als Julia ums Haus schlich“. Die Nacht wird nicht geschildert, der Leser kann sie sich selbst vorstellen. Julia ist auch die Hüterin des Hauses. Sie kann nur „verletzt“ reagieren: „Verängstigt, erkaltet, ratlos. Nicht fest der Entschluß, ein neues Leben zu beginnen.“

Die Beziehung zwischen Julia und dem Mann ging einmal aus „einer losen Geschäftsverbindung hervor“. „Aussprachen“ über ihr Zueinander „gab es so gut wie keine“, wohl aber verständnislose, auch zärtliche Seitenblicke. „Stille Reserven der Fremdheit“ bauten sich auf. Ist das die Botschaft? Fremdheit – das uralte Drama zwischen Mann und Frau? Auch die neuen Paargeschichten von Botho Strauß („Paare Passanten“, 1983) sind keine fortlaufende Erzählung. Der Psychodetektiv Strauß schiebt Paarszenen in- und gegeneinander, existentielle Szenen, Theaterszenen, Suchszenen, Versteckspiele, komödienhafte Konstellationen, Tag- und Nachtszenen, Traumbilder, sogar biblische Einfälle, die alten Adam- und Eva-Fragen nach der Vertreibung aus dem Paradies, auch Fragen der nur wenige Minuten „törichten Jungfrauen“. Der Büromann fürchtet, „nie wieder für einen einzigen Augenblick Gegenwart (zu) spüren“. Es geht auch um die Frage nach Gegenwart überhaupt, nach einer Präsenz, in der einer geistig und sinnlich spürt, daß er leibhaftig und geistig lebt. Im Grund will das einer allerdings mehr für sich spüren als zusammen mit dem Partner. Das scheint die unbedachte Hohlstelle in diesen Beziehungsszenen zu sein: sich nach Zweiheit sehnen, aber in Allein-Freiheit leben wollen – ein Grundproblem des intellektualisierten Menschen. „*Das bißchen Sex*“ (kursiv im Text) genügt nicht. Einem befreundeten Paar „war der Mangel an Frage, Staunen und Befremden ins Gesicht geschrieben, jener Mangel an Ungewißheit, die sich eigentlich nach jeder Vereinigung erneuern muß“. Ödnis, Leere, Verlassenheit spiegelt ein Stadtteil, aus dem die Leute fortziehen. „Idle City“ nennt der Film die heruntergekommene Gegend.

Strauß schreibt nie ohne harsche Zeitkritik. Er durchbricht informatorische und utilitaristische Einverständnisse. Eine junge Slawistin kritisiert normiertes Freundschafts- und stereotypes Lächeln.

„Westeuropäer sind begegnungssüchtig, unfähig einen Abend allein zu verbringen ... Der Untergangswille unseres Volkes braucht keinen wahnsinnigen Führer, es genügt, keine Kinder mehr zu bekommen.“

Das sagen unsere Damen und Herren Abgeordneten nicht. Sie versteifen sich auf Zuzugsprogramme. Botho Strauß stellt einmal mehr die zugleich faszinierende und

gestörte Beziehung zwischen Mann und Frau dar, das „uralte Drama“. Bibelunkundige Leser (auch Kritiker) nehmen die biblische Grundierung des Textes kaum mehr wahr; die Frage ist, ob Mann und Frau „Gottentsandte“ oder Rausgeworfene sind:

„Sie glaubten, Gott habe sie ausgeschickt, nur damit sie in alle Abgründe der Schöpfung blickten ... Denn Weltgeschichte ist Weltrauswurfgeschichte. Vom Garten Eden über ungezählte Völkervertreibungen.“

Die Frage heißt nicht: Wie kommen wir zurück ins vorgestellte Paradies, sondern: Wie kommen wir in unserer Auseinandersetzung und Suche nach Ganzheit weiter. Nicht ablenken lassen sollen wir uns durch die üblichen Spiele, sagt der Erzähler, sondern unsere Verletzbarkeit erkennen, aushalten, vielleicht sogar heilen.

Hanns-Josef Ortheil: Heitere italienische Sommergeschichte

Ein größerer Gegensatz des Erzählens als der zwischen Botho Strauß und Hanns-Josef Ortheil ist kaum denkbar. Bei Strauß das Geteilte, Ratlose, Abgründige der Paare, bei Ortheil das schöne, harmonische Einverständnis des Paares, ohne Abschweifungen, Gegenläufiges – einen Sommer lang. Der Titel „Die große Liebe“: Ist er pathetisch, ironisch, naiv oder einfach plakativ – eine gegen Grübler und Unmöglichkeitserzähler gerichtete unbeschwerte Sommergeschichte? Verstörung, Mißverstehen, Vorbehalte beeinträchtigen hier nicht. Der Erzähler kommentiert seine schöne Geschichte, „ohne Herzschmerz und Eifersucht, ohne wirkliche Hindernisse, ohne peinliche Irritation und Nebengedanken. Keine albernen Umwege, keine Skepsis, zwei Menschen erkennen, daß sie füreinander geschaffen sind.“

Ein Münchener Filmemacher reist nach San Benedetto südlich von Ancona. Er will an der Adria für einen Fernsehfilm recherchieren: Wasser und Licht, Ufer und Meeresfauna, Stadt und Hinterland der Marken, ein Porträt der Gegend. Schon am ersten Tag fasziniert ihn die junge Meeresbiologin Franca, die ihn durchs Museum führt. Die „dottorressa“ spricht deutsch. Die kunstsinnige Biologin und der Filmemacher gehen zusammen essen, spazieren am Meer, machen einen Fahrradausflug in die Berge und begegnen sich intim. Der 40jährige hatte eine längere Beziehung, die jüngere Franca ist mehr aus Vernunftgründen verlobt, lebt aber noch allein. Beide erleben die große Liebe. „Der gesamte Raum um uns herum wird verändert, er erscheint aufgeladen, interessanter, als strahlte unsere Verbindung auf ihn aus“, kommentiert der Erlebende. „Wir werden zusammenbleiben, wir sind *ein Paar*, noch nie habe ich mich mit jemanden so verbunden gefühlt. Ich nehme überall nur die Spuren einer Verwandlung wahr.“ Franca gleicht im Aussehen der heiligen Maria Magdalena in einer nahen Dorfkirche.

Ortheil schildert die Örtlichkeit, die Trattorien, die Mahlzeiten, die Einheimi-

schen, die generös ihre Touristen ertragen, ästhetische, erfüllte Stunden. Der hölzerne Verlobte, ein Institutskollege Francas, muß die Situation erkennen und akzeptieren. Mit leichter Hand löst der Autor auch den Abschied. Franca nimmt Urlaub und fährt über die Alpen nach München. Er wird danach sein Filmprojekt in San Benedetto realisieren. Hier und „jetzt feiert die Liebe sich selbst, in diesen Stunden erfüllt sich wahrhaftig *das Glück*“. So widerstandslos ist die Liebe schon lange nicht mehr erzählt worden. Viele Leser werden nach den harten Wirklichkeitsbetrachtungen eines Botho Strauß die heitere Vorstellung sympathisch finden. Ein freundlicher Unterhaltungsroman, nicht belastet vom Widerstand der Wirklichkeit.

IV. Autobiographische Texte

Peter Härtlings Erinnerungen „Leben lernen“ beginnen 1945 mit der Flucht vor den Russen aus Olmütz. Mit 16 Jahren beginnt er ein Volontariat bei der Nürtinger Zeitung. Er wird früh mit namhaften Schriftstellern und Künstlern bekannt, kommt in die Redaktion der „Deutschen Zeitung“ in Stuttgart, dann in Köln. Zu Beginn der 60er Jahre wird Härtling in die Redaktion der Kulturzeitschrift „Der Monat“ nach Berlin berufen. Günter Grass und die Autoren der Gruppe 47 treten ins Blickfeld. 1967 wird Härtling Cheflektor im S. Fischer Verlag, zwei Jahre später für einige Jahre Verlagsleiter. Kulturpolitische Auseinandersetzungen und anstehende Veränderungen im Verlag veranlassen ihn, seine Stellung zu kündigen. Über die letzten Jahrzehnte des äußerst produktiven Autors erfährt man nur wenig. Drei Stränge durchziehen die Erinnerungen: die eigene Lebenssuche und Gründung einer Familie, eine Revue der deutschen Literatur von den 50er bis zu den 70er Jahren, die eigene Autorschaft. Als Lyriker, Erzähler, Kritiker wurde er Repräsentant seiner Generation (vgl. die ausführliche Darstellung in dieser Zs., 221, 2003, 716f.)

Martin Walser: „Meßmers Reisen“

Bertolt Brecht legte seine Gedanken Herrn Keuner in den Mund, Martin Walser einem Herbert Meßmer. „Meßmers Gedanken“ (1985), Walsers erste Sammlung, sprach viel von den Leiden seiner Ich-Gestalt: „Leidend tun wir mehr als die Handelnden, wir tragen die Welt.“ In Meßmers Reisen schreibt der Autor Aufzeichnungen und Aphorismen über seine Bewußtseinslage fort. Es ist eine Art Tagebuch, Arbeitsjournal, eine Sentenzensammlung. Meßmer muß zu Lesungen und Vorträgen oft im Zug reisen, vor der Wende noch im Interzonenzug durch die DDR. Weiter zurück liegt die Gastprofessur in Kalifornien. Von ihr hat der Roman „Die Brandung“ (1985) ausführlich berichtet.

Der mittlere Teil der neuen Aufzeichnungen führt wieder auf den kalifornischen Campus zu Kaffeeautomaten und Blicken auf die schönen jungen Damen. Am Anfang steht das Bekenntnis: „Es ist mir feierlich, nur weil ich lebe“, gegen Ende das Bedauern, zu wenig gelebt zu haben. „Beeindruckt vom Aufwand für das Überleben, nimmt der Lebenswille ab ... Zu beweisen, daß das Leben schön ist, wird mir vielleicht nicht mehr gelingen.“ Walsers Schreib-Ich, das nicht immer frei war von ideologischen Anwandlungen, haßt alle „Verkündigung“, besonders jene, die „heute als Theorie auftritt“. Geringschätzig blickt er auf Kongresse, bei denen Redner und Besucher ihr Gutsein zeigen. Meßmer bekennt sich zu seiner Subjektivität, die er genießt und erleidet, die ihm Kraft und Willen erhält. Sehr subjektiv, auch polemisch wird es, wenn Meßmer auf Religiöses zu sprechen kommt. Er mißtraut jeder Form von Transzendenz: „Jesus, das ist der Name für die genialste Kalkulation der Weltgeschichte.“

Walser schreibt in Meßmers Gedanken mit dem Beobachteten und Erlebten die eigenen Meinungen auf. Er sieht sich nicht „froh“, sondern „fromm“. Ein Eintrag, der an das psalmartige Gedicht *„Empfänger unbekannt – Retour à l'expéditeur“* von Hans Magnus Enzensberger erinnert, überrascht: „Wem danken? Einfach nach oben schauen. Niederknien ist auch so was. Am meisten ist Singen.“ Der Ich-Verberger Walser leistet einmal mehr Entblößungsarbeit. Wie der gedankliche Meßmer bekundet der reisende ein zugleich wehleidiges und kämpferisches Ich. Ironische Sprachlust balanciert melancholische Müdigkeit. Der Unterlegene behauptet rhetorisch seine Überlegenheit.

Christa Wolf: „Ein Tag im Jahr“

Von 1960 bis zum Jahr 2000 schrieb Christa Wolf jeweils am 27. September auf, was sie gefühlt, gedacht, getan, erlebt hat. Sie fragt: Wie fügt sich Leben? Wie fließt es dahin in der privat und öffentlich lebenden Person? Die Moskauer Zeitung „Iswestija“ rief 1960 die Schriftsteller der Welt auf, einen Tag im Jahr so genau wie möglich zu beschreiben. Christa Wolf hat das 40 Jahre durchgehalten. Das Ich ist „kein Kunst-Ich“. Es stellt sich „ungeschützt“ dar. Entstanden ist durch anhaltende Schreibreue ein einmaliges Zeitzeugnis. Die Aufzeichnungen verbinden „Privat-Diskretes und Öffentlich-Undiskretes“. Da ist die Mutter zweier Töchter und Ehefrau eines ebenfalls schreibenden Mannes. Die Kinder wollen durch die Schule begleitet und ins Leben geführt werden. Die Ich-Person, die als Kind mit Nazi-ideologie indoktriniert wurde, hoffte nach dem Krieg auf die Verwirklichung des Sozialismus. Tochter Tinka ist 1960 vier Jahre alt, Tochter Annette einige Jahre älter. Weil in Halle, das im Chemiedreieck der DDR liegt, die Luft die Bronchien der Kinder bedroht, zieht die Familie nach Kleinmachnow, südlich von Berlin. 1975 folgt der Umzug nach Berlin-Mitte in die Friedrichstraße, wo sie von der Stasi über-

wacht wird, nach der Wende der Umzug nach Pankow. Über Jahre verbringt die Familie den Sommer in einem alten Bauernhaus zuerst in Meteln, dann in Woserin/Mecklenburg. Von den Sommermonaten auf dem Land berichtete die schöne Erzählung „Sommerstück“ (1989).

Christa Wolf hat Kontakte zu zahlreichen Kollegen und Kolleginnen. Sie ist eingebunden in die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sie anfangs glaubt, befördern zu können. Mit den Jahren muß sie erkennen, daß der DDR-Staat die Menschen nicht befreit. Die Interessen derer, die die Macht verwalten, sind nicht die des Volkes. Nach anfänglicher Identifikation mit dem Staat breitet sich schleichende Entfremdung aus. Christa Wolf will auch nach der Ausbürgerung von Wolf Biermann 1976 im Land bleiben, aber sie muß ankämpfen gegen Resignation. Im nächsten Jahr notiert sie „eine alles andere zurückdrängende Sehnsucht nach Ruhe. Nach einem Winkel, in dem man mich einfach leben ließe, ohne Verdächtigung, ohne Beschimpfung, ohne den Zwang, mich andauernd vor anderen und vor mir verteidigen zu müssen“. 1979 schreibt sie: „Heute drückt mir dieses ganze Land auf meine Schultern.“

Als im Sommer 1989 zahlreiche DDR-Bürger über Ungarn nach Österreich und in die deutschen Botschaften fliehen, bekennt sie: „Wir konnten unsere Bedrückung und Ratlosigkeit nicht verbergen.“ Die „aufkeimende Revolution“ ist nicht mehr aufzuhalten. Einmal trägt sie ein: „Zu lange an die falschen Götter geglaubt“. Nach der Wende sah sich Christa Wolf einem Angriff in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ausgesetzt, wo man sie als Nutznießerin des Systems brandmarkte. „Unverhohlen“ notiert sie am 27. September 1990, „verlangte man mein Schuldbekenntnis als Entreebillet in die westliche Medienlandschaft“. Sie hatte im Sommer die Formulierung einer Präambel für die neue Verfassung übernommen. Die war am 3. Oktober 1990 nicht mehr gefragt. Der Primat des Politischen hat in den letzten zwei Jahren persönliche Fragen weggespült. „Was ist *Geist*?“, fragt sie 1991. „Wie verhält sich das geistige Prinzip zum Gehirn. Wie wirken ‚Geist und Seele‘ auf die Körperzelle, die plötzlich zum Krebs ‚entartet‘.“ Welche „Erwartungshaltung“ kann sie noch haben?

1992 wird Christa Wolf nach Santa Monica in Kalifornien eingeladen. Sie denkt an ihre verleumdete, in Wirklichkeit heilende „Medea“-Gestalt, die sich in ihr formt. Zum Eintritt in die Bundesrepublik fragt sie: „Wieviel Integration dürfen sich Intellektuelle zumuten, ohne ihre Integrität zu verlieren?“ Diese Frage wird noch für einige Jahre bleiben. „Sozialistische, kapitalistische Entfremdung“, notiert sie. Entfremdung wollen alle ihre Frauengestalten in den Romanen und Erzählungen überwinden, sich selbst finden, ein verlässliches Du. Für sich persönlich bekennt sie, daß sie „täglich mit dem Gedanken an den Tod lebe“. Wie die Fragen hier lauten, bleibt ausgespart. Immer mehr Arbeitszeit muß sie auf Auskünfte über frühere Arbeiten und Erlebnisse verwenden. „Ich bin aus dem Status der Zeitgenossin in den der Zeitzeugin gerutscht.“

Aus den Aufzeichnungen des einen Tages, 40 Jahre lang, ist ein großes persönliches und öffentliches Zeitzeugnis geworden. Die Uneitelkeit des Schreibens, der Lebens- und Schreibmut, die Mitteilungen des Privaten in der untrennbaren Verbindung mit dem literarisch und gesellschaftlich Öffentlichen beeindrucken. Von westlicher Seite gibt es kein vergleichbares, kontinuierlich literarisches Zeugnis.

Auch in diesem Jahr zeigen die Romane, Erzählungen und Aufzeichnungen ein Netz von Befindlichkeit, Bewußtsein, Wahrnehmung durch Erinnerung und Gegenwart. So etwas wie eine Tendenz ist in der Vielfalt nicht zu erwarten. Diesseits der Informationsebene bereichern und befreien diese Texte die Wahrnehmung, die Vorstellung. „Kann man nicht einfach nur leben?“ Die Frage steht bei Rothmann, sie wird auch von Christa Wolf gestellt. Die Antwort heißt: Nein, weil wir keine einfachen Wesen sind. Nein, weil jeder viele Ansprüche stellt, materielle und geistige. Nein, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse schwierig und die wirtschaftlichen Bedingungen kompliziert sind.

Die Bücher: Reinhard Jirgl, *Die Unvollendeten* (München 2003); Ulla Hahn, *Unscharfe Bilder* (München 2003); Uwe Timm, *Am Beispiel meines Bruders*. (Köln 2003); Ralf Rothmann, *Hitze* (Frankfurt 2003); Yadé Kara, *Selam Berlin* (Zürich 2003); Feridun Zaimoglu, *German Amok* (Köln 2002); Lukas Hammerstein, *Die 120 Tage von Berlin* (Frankfurt 2003); Judith Hermann, *Nichts als Gespenster* (Frankfurt 2003); Botho Strauß, *Die Nacht mit Alice, als Julia ums Haus schlich* (München 2003); Hanns-Josef Ortheil, *Die große Liebe* (München 2003); Peter Härtling, *Leben lernen*. (Köln 2003); Martin Walser, *Meßmers Reisen* (Frankfurt 2003); Christa Wolf, *Ein Tag im Jahr* (München 2003).